

Schloß Wolfseck.

Roman von G. Volkrecht.

III.

"Sehen Sie, Fräulein Schneider, diese Tischwäsche dient für den täglichen Gebrauch. Sind Gäste da, dann bitte ich die Servietten und Tafeltücher aus dem Schranke dort zu nehmen, und giebt es einmal große Tafel — was, unter und gesagt, fast niemals vorkommt — dann finden Sie in dem Spinde hier unsere feinsten Gebecke."

"Ich werde es wohl beherzigen, gnädiges Fräulein!" — "Ach ja, liebes Fräulein. Und bitte, sorgen Sie nur dafür, daß, wenn die Erbberzeit beginnt, diese Früchte niemals bei Tafel fehlen. Sie sind Papas Lieblingsobst. Und — sehen Sie — da habe ich auf einen Zettel alle Speisen aufgeschrieben, die Papa nicht liebt. Mama vergißt gewöhnlich, bei Aufstellung des Menüs darauf Rücksicht zu nehmen. Sie aber, nicht wahr, werden daran denken? Mama hat so viel anderes im Kopfe, auch behauptet sie immer, Papa sei ein Vedermaul. Der arme Papa — der kann da gar nichts dafür; das habe ich auf dem Gewissen. Ich habe ihn nur einmal so verwöhnt. Und dann, liebes Fräulein, Sie sorgen dafür, daß Papa sein Töchterchen nicht zu sehr vermisse?"

Gabriels Stimme zitterte. Mit Willenskraft drängte sie die Tränen zurück, und leise, aber mit einem Rückeln auf den Lippen, sagte sie hinzu:

"In zwei Monaten kommen Sie ja mit den Eltern hinaus auf das Ost. Dann werde ich Ihnen alle Tage zu Diensten, denn Monow ist von Wolfseck nur eine halbe Stunde entfernt. Dann wollen wir in Gemeinschaft das Verwöhnen des guten Papas vollziehen."

Diese Aussicht verlieh dem jungen Mädchen Mut. Sie ließ die Wirtschafterin zwischen glänzender Wäsche, Silber und Tafelaufsätzen in der Vorrathskammer zurück und betrat bald darauf ihres Vaters Zimmer.

Auch an diesem, von den Gesellschaftsgemächern abseits gelegenen Raum, dessen bräunliche Lebertapete durch die Dampfwolken, welche beinahe unausgesetzt des Barons langer Pfeife entquollen, einen sehr dunklen Ton angenommen hatte, waren die Vorbereitungen zu dem Festerabend nicht spurlos vorübergegangen. Da man im antiken Gemach die kleine Bühne aufgeschlagen hatte, auf welcher Gabriels Freundsinnen und einige junge Männer ihres Bekanntenkreises heute Abend lebende Bilder darzustellen beabsichtigten, hatte der Theaterobold auch hier sich eingenistet. Dem gutmütigen Major nahm es keineswegs die gute Laune, daß neben seinem nächstlich ein umfangreicher Garderobeford Posto gefast hatte. Auch lächelte er verständnisvoll die aus seinen ehemals getragenen Waffen von ihm selbst geschmackvoll aufgebundene Trophäe an, welche heute einen Spinnrock, ein Tambourin und eine Mandoline als Beigabe erhalten hatte. Auf die Wüste des Feldmarschalls Radebly war die Haube einer Witterfrau gestülpt. Das Zifferblatt der Stochuhr verstand unter einer weißen Perücke, und auf dem Schreitisch streckte ein Aschenbrödel, Pantoffel seine goldene Spitze nachweis in die Luft.

"So lange ich noch ein Mädchen zum Sitzen finde, mag's noch angehen," murmelte der alte Herr. "Toll's Zeug, was sie treiben. Alles der Kleinen zu Ehren."

"Darf ich hinein, Papa?"

"Solltest eigentlich draußen bleiben. Aber wenn du ver- sprichst, dich nicht umzugeh'n —"

Gabriele wartete ihres Vaters Einwendung nicht ab; sie stand schon mitten im Zimmer. Es war, als hätten die dunklen Wände bei ihrem Eintritt plötzlich eine hellere Färbung angenommen. Sie schien einzig geschaffen, Licht und Freude zu bringen, wofür sie trat. Ginge lag auf ihrem rosigen Antlitz, Wohlwollen und Vertrauen zu aller Welt in ihren sanften, tragenden Kinderaugen. Ihre Gestalt, schlank und ein wenig

vorgeneigt, schien gleich der Viäne geschaffen, um sich anzuschmiegen. Unhörbar glitt sie zu dem Major hin und rief: "Janke nicht, Papa, ich brüde die Augen fest zu. So! Und nun höre auf das, was ich dir sagen wollte. Es wird ganz gut gehen mit der neuen Wirtschafterin. Sie wird dich ausgezeichnet versorgen. Ich habe sie ganz genau instruiert. Du wirst deinen Willfang gar nicht vermissen."

Sie sah auf ihres Vaters Anien und sah ihn mutsvoll an. "Meinst du?" Er sprach in mürrischem Tone, um seine Behauptung zu verbergen. Dabei strich er sanft über seines Kindes blonden Scheitel.

Sie lehnte ihren Kopf an ihres Vaters rundes, rottes Gesicht, und ihre Tränen tröpften auf seinen grauen, martialischen Schnurrbart. Zum wenigsten war der Baron überzeugt, es seien Gabriels Tränen allein, die dort zitterten.

"Papa!" Sie schlang ihre Arme fest um seinen Hals.

"Nur nicht kleinmütig, Kleine! Du hast ihn doch lieb?"

"O, so sehr, Papa! Kann gar nicht sagen, wie sehr!"

"Na also! Was ist denn da zu weinen? Wir werden ja auch nicht getrennt." Er zog sein Taschentuch heraus und schneuzte sich heftig.

"Daß dies die letzten Tränen sein, die ich bei dir sehe, mein Mädchen. — Und — möge er dir niemals Ursache zum Weinen geben — sonst hätte er's mit mir zu thun!"

"Aber Papa!" rief sie unter Tränen lachend. "Wie kannst du dich so in Zorn hineinreden! Herr, mein Herr ist ja so gut!"

"Ja, davon bin ich auch überzeugt, sonst hätt' ich nicht mein Antwort dazu gegeben," sprach er, schnell befeinigt und im Bewußtsein seiner Vaterwürde. Mäßig aber verstummt er und empfand einen kleinen Schrecken. Und das gleiche Gefühl theilte sich seiner Tochter mit.

Die Thür hatte sich geräuschvoll geöffnet, Baronin Dettlef tauchte herein.

Sie war schon in voller Toilette. Ein traufesfarbenes Seidenkleid schillerte um ihren robusten Körper. Ein Haarputz aus weißen Straußfedern nicht über dem etwas gelblichen Antlitz. Sie trug ihren Brillantschmuck. Wenn die Baronin in großer Toilette war, dann bewirkte sie jeberzeit, daß man ihren Anzug sah, ihre Person aber überließ. "Dacht' ich mir's doch, daß ich Euch hier beifammen finden würde," sagte sie in ihrer trügen Redeweise, die in diesem Augenblick aber keineswegs einer strafenden Betonung ermangelte. "In einer halben Stunde wird Graf Wolfseck mit seinen Tanten und seinem Better erscheinen. Die anderen Gäste werden auch nicht mehr lange auf sich warten lassen, und die Braut und der würdige Brautvater sitzen noch hier im tiefsten Negligee."

Baron Dettlef entschlopfte mit der Miene eines gescholteneu Kindes schleunigst in sein Antkbezimmer.

"Die Brieurin wartet seit einer Stunde —"

"Ich gehe sofort, Mama!"

"Nein, warte noch einen Augenblick." Baronin Dettlef trat in die Fensterschleife.

"Sieh mal nach, ob alles in Ordnung ist."

"Es ist alles ganz gut, Mama. Du siehst sehr elegant aus."

"Das will ich hoffen. Ich hätte dich schon lange zusehen lassen, aber ich dachte, du wärest noch mit der neuen Wirtschafterin beschäftigt."

"Ich war auch erst vor ganz kurzer Zeit hier eingetreten."

"Paß du ihr gesagt, daß sie ein scharfes Auge auf die Vohndiener haben soll, damit sie nicht die halbgelehrten Champagnerflaschen hinausgeschleppen? — Ach — um wie viele Mart werde ich heute betrogen werden! — Und da muß man ruhig bei Tisch sitzen und auch noch süß lächeln! — oh!"

"Nun muß ich aber wirklich eilen, Mama!"

"Gent' aber ist es nichts mit dem langen Nackenzopf. Du

Weg nehmen/zuviel häufig gefragt? So viel die Süßliche Erfahrung beachtet/ fliegen die Schwablen haufenweise/ dem Meer oder andern Seen und Flüssen zu: fallen darin/ finden alsbald nieder/ und bleiben ohne Essen/ ohne Atem holen/ ohne einige Ansetzung des Lebens auf'm Grunde liegen: regen oder bewegen sich nichts/ wo sie nicht vom Wasser mit Gewalt gestossen werden/ Bis gegen den Frühling/ wanns Wasser wieder etwas von der Kälte entretret wird. Alsdann fahet sich das Leben in ihnen wieder an zu erwidern/ und kriechen sie nach gerade dem Meer zu/ da sie dann ihre Federn truchen/ sich mächtig erwärmen/ und wieder davon fliegen. Solches ist beuhen in der Zeit/ und Wahrheit von den Fischen/ die zu Winterzeit mit den Fischen oft große Menge Schwablen herkauffen/ sehen/ dem eufferen Nischen nach ganz todt: Wann man aber derleiben eine oder etliche im Winter in die warme Stube träget: lästet sie da etwas liegen/ so werden sie bald lebendig: fliegen herum: Doch wäret dies nicht lange: Dann sie bald danach wieder sterben/ und immer todt bleiben/ weil sie zur Ausselt/ und wider ihre gewöhnliche Natur lebendig geworden. Dis ist wärdich kein geringes Wunderwerk der Natur/ und haben die Gelehrten hieraus zu speculiren/ wie es gechehen könne/ daß ein vollkommenes Thier (als eine Schwalle) ohne Nahrung und Luft/ ohne Verköffeln/ ohne alle andere lebendige Wirkungen/ leben könne/ und unterm Wasser in viel Monat die Seele behalten/ da es doch seiner Natur nach in der Luft geboren ist/ und den Sommer ohne Luft nicht eine Stunde sein kan?

* Der größte Eitel von Feldtruppen. Zu den Hauptberühmungen der jungen deutschen Prinzen in Feldtruppen gehörte außer dem Groben im Sattel das Reiten auf Eitel. Der etwas ältliche Verleiher dieser nützlichen Thiere begleitete aber seine prinzipialen Kunden nur auf ihrem ersten Ausritte. Sie saufen ihm etwas zu sehr einher/ und er ließ sich deshalb später von einem Jungen vertreten/ der bald ein Günstling der Prinzen wurde, deren kaiserliche Mutter seine bürstige und mangelhafte Garderobe durch einen neuen Anzug ersetzen ließ und ihn sogar aufgefördert haben soll, mit nach Deutschland zu gehen. Dieses freundliche Angebot lehnte er aber nach längerer Überlegung ab und wies nun von seinen Genossen als der „größte Eitel in Feldtruppe“ an. geziehen.

* Englische Regiment's-Lieblinge. Als 1809 zwei Offiziere des 5. Lanciers-Regiments in Wadlow in Indien auf der Jagd waren, trafen sie auf eine mächtige Tigerin mit ihren zwei Jungen. Die Alte wurde erlegt, die Jungen gefangen und im Offizierskaffee zerlegt. Einer von den Jünglingen erstickte an einem Hammelkottel. Der überlebende Tiger kam dann als Geschenk an die Jütlere in Madras, das spätere 102. Regiment und zeigte erlie sehr fehr schön und stand mit den Soldaten aus beste; ferner schloß er Freundschaft mit einem friedlich weidenden Eitel, einer Antilope und einem Hund. Als das Regiment nach England beordert wurde, fuhr Blafley auf dem Dampfer „Zunona“ mit. Auch sein Freund, der Hund, kam mit überdier, und beide hielten von nun an eine treue Kameradschaft; sie trafen sogar beide aus einem Topf. Großmütig ließ der Tiger den Hund sich immer zuerst füttern; wenn er aber glaubte, daß sein Kamerad genug getroffen, so er ihm einen kleinen Pfund auf den Kopf, und der Hund wußte, daß er nun aufzuhören hatte. Inzwischen war Blafley beinahe ausgewachsen und hatte, da er immer sich freudig zeigte, keinen Feind — und doch einen, nämlich eine alte Dame, welche in Dover wohnte. Die schrieb eines Tages an den Regiments-Commandeur, sie habe gesehen, wie der Tiger mit dem Schiffe angekommen sei, und leit der Zeit habe sie es nicht mehr gewagt, vor die Thür zu gehen. Als der erste Brief nichts trachtete, schrieb sie noch einen und wieder einen, bis der Commandeur nicht anders konnte, als den Tiger der alten Dame opfern. Blafley wurde nach London in den Zoologischen Garten geschickt, wo er 1877 verstarb.

Wäher lag es, daß ein Vetterregiment sich ein Streifzug zum Viehdiebstahl erlor. Es ist eine rührende Geschichte, die von Blad von dem schwarzen Hof des Hauptmanns Hollo Gillespie vom 8. Infanterieregiment. Gillespie fiel im Kampfe bei Kalunga, worauf sein Pferd mit der noch blutigen Ausströmung seines Herrn verieret wurde. Gillespie's Leute bleuten aber das Andenken ihres gefallenen Anführers in Ehren und litten nicht, daß das Pferd in andere Hände geriet. Ein Offizier eines Dragonerregiments bot 400 Guineen, die Hularen sollten 600 Guineen zusammen und befehlen Blad Hof für sich. Das Thier lief dessen Trompetensignal von denen anderer Regimenter zu unter-scheiden. Als das Regiment wieder nach England zurück mußte, sah es sich gezwungen, Hof zu verkaufen. Der Käufer erhielt die Hälfte des Kaufpreises gegen die feierliche Zusicherung zurück, daß das Thier in seinem neuen Stall, als er die Hornsignale seines für immer abmarchierenden Regiments hörte; das Thier geberdete sich wie während und suchte auf jede Weise loszukommen, bis es fast ermüdet und kraftlos zu Boden fiel. Seitdem modete es

nichts mehr freffen und magerte so ab, daß der Verkäufer es auf eine Weide bringen ließ; hier aber sprach es alsbald über die Einkriedigung, lichte im Galopp die Reantonnements der europäischen Regimenter auf und sprenge auf den Exerzierplatz, wo Gillespie so oft auf ihm gelesen und die Parade abgenommen hatte. Hier angelangt, brach Blad Hof todt zusammen. — Die alten wärdlichen Jütlere hatten eine Riege als händige Be-gleitetin. Alle Jahre am 1. März, am Davidstage, feierten die Offiziere ein Banket. Beim Nachtisch, wenn man auf die Gesundheit des Prinzen von Wales trank und die Musik mit wärdlichen Volksweise einfiel, zitt ein kleiner Bombour auf der Riege dreimal um den Tisch herum, vom Tambourmajor geführt. — Das Royal Warmschütz-Regiment führt von Alters her eine Antilope mit sich. — Im Jahre 1865 erhielt das zweite Bataillon der Scotch Highlanders von den Einwohnern in Mos (Schottland) einen jungen Hirsch zum Geschenk. Das Thier erhielt den Namen Roderick und wurde bald der Liebling der Leute, umwomehr, als es einen ganz merkwürdigen Corpsegeist entwickelte. Roderick hatte eine Aversion gegen alle anderen Soldaten, insbesondere gegen die Artilleristen, denen er stets mit grobem, nicht zu zügelndem Angetium zu Liebe ging.

* Auf der Bromenade am Zeckrand. „Papa, warum tragen denn die meisten Schiffe Frauennamen?“ „Weil ihre Anlaufelung so viel Geld kostet.“

* Erkennt. „Herr, Sie müssen mit Gemuthigung gehen, Sie müssen sich mit mir scheiden.“ „Ich schlage mich grundtätlich nicht!“ „Dann sind Sie ein Fechtling!“ „Wenn Sie das nicht vorher so genau gewußt hätten, würden Sie mich gewiß nicht gefordert haben!“

* Die Uebermacht. „Was, Schmiedede, du bist schon wieder verurtheilt?“ „Ja, ich bin ein Wunder? Ein paar hundert Paragraphen von's Strafgesetzbuch gegen einen einsigen Menschen!“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Der König von Sachsen hat während seines Aufenthaltes in München die Widmung bei Frau v. Lenbach befehlet. Der Künstler hat die Vorbereitungen zur Ausführung des Auftrages durch Aufnahme zahlreicher Photographien alsbald getroffen. Ferner gab der Herzog von Meiningen jüngst bei seiner Anwesenheit in München dem Bildhauer Adolf Hildebrand den Auftrag, zu dem bekannten, „tugend Merkur“ in Neapel, einem der wenigen ganz erhaltenen Bronzewerke aus dem Alterthum, ein Gegenstück zu schaffen. Es ist dies eine Aufgabe, die den Wünschen und der Eigenart des Künstlers angemessen sein dürfte.

— In Oberdöbling (Wien) wurde am 8. d. am Gerber-haus Eduard v. Bauerfeld's eine Gedenktafel für den vor einem Jahre dahingegangenen Dichter angebracht. Bauerfeld's Wohnung selbst befindet sich noch in dem Zustande, in dem sie der Dichter zurückließ, als er dahinschied. Die neue Gedenktafel befindet sich übrigens in intererjantter Gesellschaft. Gegenüber dem Gerberhaus Bauerfeld's zeigt die mit dem Schwert und der Axt geschmückte Gedenktafel Körner's an, daß der tapirere Sängler dort gelebt und gedichtet. Wenige Schritte von dieser Stelle entfernt erinnert eine kleinere Tafel, daß Beethoven daselbst gewohnt: der Meister hat dort die „Croica“ geschrieben.

— B. K. Mosegger hat vor einigen Tagen an einen in Berlin lebenden Freund und Landsmann einen intererjanten Brief aus Kriegelsfeld gelandt, der das jetzt vielbesprochene Schauspiel „Am Tage des Gerichts“ zum Gegenstand hat. Der Brief lautet nach dem „B. Tagbl.“: „Das Stück „Am Tage des Gerichts“ ist ja eigentlich ganz zufällig entstanden, bloß um in den „Seimgarten“ einmal ein bischen Anbiederung zu bringen. Da nahm mir's der graser Theaterdirektor wahr, brachte es fast gegen meinen Willen zur Aufführung, vermittelte es einem Agenten und ich erschrak nicht wenig, als es einige Wochen darauf schon in Wien, Stuz, Hamburg zc. auf der Bühne trat. Ein lustiges und treffliches Nebenspiel war's, als die Gelbnoten hervorgehoben kamen aus allen Weltgegenden. Ich hatte es bisher noch nicht gewußt, daß der Theaterstarren, an welchen der Begelub gespannt ist, von Merkur füttert wird. Ein halb Duzend Bücher, die von der Kritik als gar so „wärdlich und meisterhaft“ gelobt werden, bringen mir nicht so viel Geld ein als dieses gänzlich mißlungene Drama. Und doch, mein lieber Freund, wird es mein erstes und letztes Drama sein. Auf dramatischer Laufbahn ist mir die Umrube zu groß, das Jagen nach Effect und äußerem Erfolg. Ich überlasse die Eitelkeit solchen, die davon betrieblig werden. Ich bleibe bei meiner stillen Muse.“

* Urtheile D' Martin Luthers über das Papstthum. Aus seinen Schriften zusammengetragen von Dr. Karl Rev. Leipzig 1891, Verlag der Buchhandlung des Evangelischen Bundes (C. Braun). 50 Pf.

Bis die Produktion veranlaßt; Hermann Jordan in Halle.

Recht und Hering von Otto Gebel in Halle a. d. S.



läßt dich hoch freuten — und willst du wirklich nur die eine Rose nehmen? Es steht so ärmlich an.

„Ja, liebe Mama, die Leute sehen ja die wunderbaren Verbindungen, die Jerry mit seiner, und die Tafel ist auch mit herrlichen Bouquets durchaus nicht spärlich ausgestattet, Armuth an Blumen ist uns also nicht vorzuzwerfen.“

„Was glaubst du wohl, soll ich deinen künftigen Tanten bei unserem ersten Zusammenreffen gleich das „Du“ antragen?“

„Das mache doch ganz nach Gutdünken, liebe Mama. Gewiß würde es sie sehr freuen.“

„Weißt wirklich nicht. Sie sind doch Gräfinnen!“

„Aber Jerry's Vater's Schwwestern!“

„Und Stiefsamen!“

„Aber, Mama!“

„Warte,“ sagte die Baronin und folgte ihrer Stieftochter die Treppe hinauf nach dem Toilettenzimmer Gabriels.

„Wenn ich nicht dabei bin, läßt du dich ankließen wie ein Kind und nicht wie die Braut eines Grafen.“

„Sie sah wirklich entzündet aus, die kleine Gabriele, als sie später die Glückwünsche der Gäste und die Umarmungen ihrer neuen Verwandten empfing.“

„Wie ein Rosenknospen,“ flüsterte die ältere der beiden Stiefschwestern, die Einladung zu ihres Nefsen Hochzeit anzunehmen. Sie war klein und feinsinnig, trug stets schwarze Kleider, doch von höchst elegantem Schnitt. Derselben baronischen ebenso gut mit dem von ihr ungetrennten Stiefsohn auf ihrer Brust wie mit der Kupferfarbe, die ihrem Teint nicht abzuleugnen war.

Gräfin Sitta war um ein Jahr jünger als ihre Schwester Claudine. Obgleich sie die Hälfte der Dreißig längst überschritten hatte, war ihr Benehmen dasjenige eines Lustspiel-Darstellers von fünfzig Jahren. Sie war einst hübsch und viel umworben gewesen und konnte dies nicht vergessen. Die Huldigung eines jeden Mannes war ihr angenehm, mochte derselbe ihr auch bedeuten an Alter nachstehen und gar keine Ahnen besitzen. Sie konnte sehr lebenswürdig und unterhaltend sein, aber ihre Schwester hatte viel unter ihrer lässlichen Laune zu leiden. Sie liebte sich mit Vorliebe in leuchtende Farben und zwischerte unter den Polsterbündchen herum wie ein Vögelchen.

Diese bildeten eine ziemlich gemischte Gesellschaft. Außer den Verwandten des Bräutigams war der Adel nur noch durch einen Großneffen des Barons vertreten. Der junge Mann, der einzige Erbe eines großen Majorats, hielt sich mit seinem Hofmeister, Doktor Ziegler, zufällig in Dresden auf. Baron Georg Waten war leider etwas schwachsinzig. Sein Aeußeres zeigte eine thatige Gestalt mit hüftigem Antlitz, doch barg die unentwickelte Seele eines Kindes. Seit er Gabrielen kennen gelernt und vernommen hatte, daß sie sich demüthigt mit Jerry Wolfsted vermählen werde, war er mit sich einig, daß er ebenfalls sich bald verheirathen müsse. Die Wahl einer Braut beschäftigte Georgel — wie man ihn allgemein nannte — ausgiebiglich.

Es waren ferner anwesend der Reichsvertreter der Baronin mit seiner Frau, einige Laroffreunde des Barons und die Eltern von Gabrielen's Freundinnen. In Wahrheit hatte die Baronin erst einen ihr jugendlichen Umgang erhalten, nachdem sie sich das zweite Mal verheirathet hatte, denn die Mütter von Gabrielen's Freundinnen hielten einen, wenn auch spärlichen Verkehr mit der ihnen wenig zugewandten Frau aufrecht, um ihren Töchtern den Umgang mit der liebenswürdigen Stieftochter derselben nicht zu entziehen.

Der Kreis ward vervollständigt durch die Verwandten der Baronin. Junge Herren waren sehr in der Minderzahl und augensichtlich ganz unsterblich, da sie sich in dem an den Salon

anstoßenden Gemach befanden, welches man als Bühne hergerichtet hatte.

Ein Vorhang verhüllte noch den Blick auf dieselbe. Das Brautpaar nahm auf den vordersten bekränzten Sesseln Platz. Die Gesellschaft gruppierte sich umglossen. Eine Musikfelle begann zu spielen. Aus dem Speiseaal klang zuweilen das Klirren eines Glases herüber. Die Unterhaltung ward in gedämpftem Tone geführt, als sehe man einem kommenden Ereigniß entgegen. Baron Delfel stand in einer Ecke und sah unmerklich zu seinem Kinde hinüber, das in dem zartrosa Kleiden, von Kerzenschimmer umwittert, so schönhaft ausah.

„Wir ist, weiß Gott, zu Würde, als läge ich auf dem Schaffot,“ sagte Jerry zu seiner Braut. „So exponirt zu sein wie ein Lhu bei der Vogelansstellung!“

„Sie lächelte leise.“

„Das ist nun einmal so! Warte nur! Wenn die Vorstellung beginnt, dann sieht niemand mehr auf uns.“

„Wir ist ganz nicht im Kopf. Ich muß sehr bumm aussehen.“

„Im Gegentheil, Jerry, du siehst ganz wundervoll aus.“

„Wirklich?“ Er trauete sich bedrückt seinen Schnurrbart.

„Aber du, Gabriele!“

„Still, sag mir nicht immer Schmeicheleien.“

„Weißt Gott, es sind keine Schmeicheleien, wenn ich sage, daß du wie ein Engel, wie eine Fee, wie eine Märchenprinzessin aussehst! Darf ich dir die Hand küssen?“

„Sie zog ihr Häubchen, nach welchem er seine, erschrocken zurück und erwiderte mit schwerer Bältestreitigen flammenden Blick.“

„Um Gottes willen, was fällt dir ein! Alle Welt beobachtet uns!“

Eine Kanfaze ertönte.

Der Vorhang rief sich. Ein junges, schneeweiß gekleidetes Mädchen, Gabrielen's beste Freundin, überreicht auf einem weißen Atlasstücken der Braut den Wyrthenkranz. Sie öffnet die Lippen und beginnt ganz leise und jaghaft das Gedicht zu deklamiren, welches sie seit vierzehn Tagen den Eltern und Geschwistern dabei mit großer Jüngelungskühnheit vorgetragen hatte, bis keine Seele mehr ihr Stand halten wollte. Hier aber, die vielen Menschen, die sie alle erwartungsvoll anstarrten! Darunter zwei wirkliche Gräfinnen! Dazu der Blumenputz und die große Beleuchtung, der Kronleuchter und alle die Girandolen, die plötzlich so sonderbar stimmten und klingen. Ueberdies der Bräutigam, der seinen zierlichen Schnurrbart dreht und sie lächelnd ansieht! Nein, das geht über ihre Kräfte, Greichen stockt, lächelt und wirft sich ihrer bräutlichen Freundin an die Brust.

Dies Unteremte war von allerhöchster Wirkung. Man war gerührt, Baron Delfel weinte, Jerry stand da mit dem Polster und dem Brautpaar in den Händen und legte beides endlich auf einen Seitensitz.

Ein kleiner, als Schusterbub gekleideter Junge trat auf und legte der Braut den zierlichen Pantoffel zu Füßen. Ohne Jagen sagte er sein Sprüchlein. Hierauf schloß sich der Vorhang.

Die erheiterte Gesellschaft begann unverzüglich eine sehr lebhaft Unterhaltung. Diener reichten Erfrischungen herum, das Brautpaar trat einen Rundgang an, um mit jedem der Gäste freundschaftliche Worte zu wechseln.

Die Kanfaze ertönte wieder.

Die alte und die neue Zeit, durch zwei junge Mädchen vertreten, tauschen ihre Meinungen aus. Ihnen folgen zwei Zigeunerinnen. Sie raffen mit Lambourins und prophezeien dem Brautpaar Glück und Heil für die Zukunft. Dann tritt ein hörter Herr auf. Er ist als höchst hübsche Köchin gekleidet und bietet der Braut seine Dienste an. Mitten im Gedicht wird ihm sein Gedächtniß untreu. Er lächelt, räuspert sich — macht einen Knix und überreicht Gabrielen ein Paar reizende, weiße Tüschchen. Da er Gesangslieder ist, hatte er Gelegenheit, die zierlichsten Exemplare für die Tochter seiner Cousine auszuwählen. Der Vorhang schließt sich. Die Gesellschaft ist sehr erheitert.

Nach der Tafel, bei welcher verschiedene Toaste ausgebracht werden und Gräfin Claudine mit dem Gesangsleiter ein Vielleibchen ist, wird ein fingirter Brautkranz ausgetanzt. Dabei bezieht der scheinliche Gott des Zufalls Gräfin Sitta, die sich den jungen Mädchen angeschlossen hat, als nächste Braut — Baron Georg's als baldigen Bräutigam.

Als am folgenden Morgen das neubermähte Paar, geleitet von den nächsten Verwandten, die katholische Kirche verläßt, überreicht ein Hotelbedienter Adalbert unter dem Portal eine Dopeische.

Er wechset die Farbe, während er sie liest. „Ich muß unverzüglich abreißen,“ sagte er, Jerry das Blatt reißend. „Dank! Jenso ist gestorben.“ (Fortf. folgt.)

Sea und Nabel.

Von Adolf Paul.

Am dritten Tage oder konnte ich sie auf ein Stündchen in den Garten führen, den sie in diesem Sommer noch nicht betreten hatte. Und die Erinnerung an diese Stunde möchte ich, um alles in der Welt nicht aus meinem Gedächtniß gelöscht wissen, sie ließ mich einen Blick thun in eine reinere und höhere Welt, in der es kein Leid und keinen Schmerz und keine Sünde mehr giebt, und brachte mich dem hohen Weien nah und näher, sobald selbst Marthas Bild in mir mehr und mehr sich verdundelte. Zum erstenmale jetzt haberte ich mit dem Gesicht, welches dieses reine, lebensfrohe, feinfühlsame Menschenkind so früh drehen und diesen Mund, der von goldenen Worten überfließt, sobald schließten wollte.

Da Martha der erste Aufenthalt im Freien gut bekommen war, wurde für den nächsten Sonntag ein weiterer Ausflug. Ihre Schwärme wegen aber noch zu Wagen geplant; Marthas wollte so gern einmal wieder von ihrer geliebten Wilhelmshöhe in die weite, weite Ferne schauen.

Angehenden hatten wir mancherlei zu thun, Briefe zu schreiben, Anzeigen unserer Verlobung zu adressiren, eingelauene Glückwunschbriefe zu lesen; und jede Minute, die wir dabei zuwenden waren, beachte unsere Herzen einander näher.

„Schick du das reine Rollenreiter für uns, mein lieber Ernst.“

„Schick mir Marthas am Sonntag zu, als ich sie in den Wagen hob; und sie zeigte dann während der schönen Fahrt etwas von dem luttigen Weien ihrer Schwester. Als wir aber auf Wilhelmshöhe anlangen, wurde sie schon matt und wie ein düsterner Schatten legte es sich auf ihr holdes Antlitz. Ob sie es ahnte, daß sie heute zum letztenmale dieses herrliche kleine Paradies, zum letztenmale die springenden Wasser, zum letztenmale den tiblanen Klugstimmeln sah?“

„In unsern lobtgemeinten Eräser und seinen Fellenjünger Simon Johannes mußte ich denken, als sie plötzlich, von einem schönen Ausblick sich abwendend, mit seltsam oder wehmüthigem Lächeln und feuchten Augen sich an mich wandte: „Ernst, wirst du nicht auch immer lieb haben? Immer? Immer und ewig?“ Ich reichte ihr meine Hand, eben ihre letzten Worte in ehlicher Beziehung wiederholend, als ich sie plötzlich wie ohnmächtig sanken und auch schon Tropfen dunklen Schweiß durch ihre geschlossenen Lippen herab liefen.“

Das war der Anfang von Ende.

Die Mädeln erzählen von einer mors oscul, einem Kuß des Todes, welcher die Seele des Menschen schmerzlos vom Körper hinweg nimmt; und ihren großen Beleggeber vom Sinai lassen sie durch ihn von der Welt weichen. So ist dem auch meine Marthas, obwohl nach drei Wochen todt, nicht gestorben, sondern eingeschlafen ruhig und sanft wie ein frommes Kind, das eben noch mit der Mutter lag zu Nacht gebetet.

Unter lauter Gedächtnißern haben wir sie gebettet — Blumen unten — Blumen oben — Blumen darüber — und im Paar den bräutlichen Wyrthenkranz.

Die Angehörige hatte ich gern gewonnen, unendlich lieb in kurzer Zeit und aus innerster Seele war mir gelungen des Schülerchors Lied: „Es ist bestimmt in Gottes Rath, daß man von Lieben, das man hat, Muß scheiden.“

Am andern Tage riefte ich zu meiner alten treuen Mutter. Ja, tom mir vor wie ein Schiff, das vor dem Sturm flucht und dem Hafen zufließt, sich dort vor seiner Wuth zu bergen. Eben vor mir gelebt, wie man lieben und leiden und sterben können, hier lebte ich, wie man trösten mußte. Gott lohn dir's, Mutter.

Wieder zurückgeteilt, blieb mir wie zuvor in des Meistes Sinne die Stelle eines Sohnes. Dem Meister, der sich auch wohl im stillen Bornwärde machte, daß er meine Verlobung mit meiner zehn Jahre lang krankelebenden Tochter zugegeben hatte, that das aufrichtige Lieb, das ich im meinen Lieblich trug, unendlich wohl. Er, die immer luttige, holt gleich von Anfang an in mir den lang vernissenen Bruder begrüßt. Und mit Marthas, dem armen trah verwalteten Kinde, an dem den der Meister ein Gotteslohn verdiente, wor ich an dem Fremdenbette meiner Braut

in dem eben Weistreit, der armen Dulderin ihre letzten Lebensstunde zu verleben, bis ins innerste Herz betramt geworden.

Es ward ihr Regel, daß ich jeden Sonntag Mittagsessen war und dann auch gewöhnlich nach dem ablichen Speisegänge am Abend noch ein paar Stunden dort zubrachte. Nach dem Mittagsessen schlief dann der Meister fests ein Stündchen und Erhe ließ Marthas, die nun, da sie von jeder anderen Marthas mehr unterschieden werden mußte, auch meist Marthas hieß, oft mit mir allein. Und so sahen wir denn auch, als Marthas Todestag zum erstenmale wiederkehrte. Wir hatten liebend der lieben Wegbegängerin voll Behrmuth gedacht, als Marthas sich mit unheilbarer Schürme an mich wandte: „Wir werden heute den letzten Gang vor ihr empfangen.“ Marthas hat wenig Tage vor ihrem Ende ihrem Vater zwei Briefe übergeben, einen für Sie, einen für mich, mit der Bezeichnung, daß wir sie heute erhalten und lesen sollten. Der Dank hat mir dieselben worhin übergeben.“ Und da brachte sie sie auch schon. In zierlicher, aber zitternder Schrift stand auf dem einen: „Ernst!“, auf dem andern: „Martha“. Nun meinte Marthas zwar, wir sollten die Briefe lieber geschlossen lassen und als theure Andenken bewahren, doch konnte ich mich nicht dazu entschließen. Die wunderbaren Briefe, die mir wie aus dem Jeneseits, wie eine Botin vom Himmel kam, ungelassen zu lassen. So öffnete ich denn den meinen und las:

„Ernst, ewig Dank für deine Liebe. O solch ein Glück, wenn's auch nur kurz war. Aber es leidet dich noch eine andere — ich weiß es gewiß — und sie wird — wenn du dies liest — bei dir sein — Marthe. Mein Ernst, vertraue nicht meinem wegen dein Leben. Ach, das Leben ist so schön, so schön. Aber behalte mich auch noch ein wenig lieb neben der andern. Sei glücklich, Ernst; mein Segen auf dein Haupt. Auf Wiedersehen dort oben.“

Martha hatte inzwischen ihren Brief auch erbrochen und gelesen. Wir tauschen nun und da hand:

„Marthe, ich ahne es nicht, ich weiß es, an deinem Verlobungstage wirst du dieses lesen. Du liebst ihn auch und niemand anders gönne ich ihn mehr als dir. Erhalte die Bitte einer Sterbenden und mache ihn glücklich. Mein mütterliches Vermögen ist dein, auch was von meiner Ausstattung da ist. Vater weiß schon und stimmt zu. Berg dich in deinem Glück nicht durch ein Schwellter Marthas.“

Draußen regnete es und der Regen fiel in schwerer eintöniger Wucht auf die Blätter der Bäume und Büsche vor dem offenen Fenster. Aber wir darinnen sahen in diesem Sonnenlichte Hand in Hand und konnten uns doch vor all den Thänen kaum anhängen.

Der Meister ließ heute merkwürdig lange auf sich warten; das Geräusch der fallenden Regentropfen mochte seinen Schlaf heute fester machen als gewöhnlich. Und es war gut, denn ich hatte meiner Marthas viel zu beklagen, wie mir wie Vater Jakob einst antwortete der Nabel die Sea genommen, wie ich dann aber doch diese Sea so unendlich lieb gewonnen hätte, daß aber doch nichts vermocht hätte, die Liebe zu Nabel aus meinem Herzen zu reißen.

Als der Meister kam, erriethen wir, daß er obgleich so lange ausgeblieben, denn „gut Ding will Weile haben“, sagte er, „und finden ohne fremde Hilfe. Gott segne euch, meine Kinder.“

Es schien fast, als obnte er in feinem verständigen Sinn etwas von dem Zusammenhange. —

In unserm Speisezimmer war es heute abend mühsensvoll wie in einer Kirche. Und während ionst oft lauter Jubel herrschte, wenn ein luttiger und wohlgelegener Streich aus Schiller's und Schubert'sen erzählt worden war, gab es heute weiter nichts als stille warme Sänderide, welche alle Ernst als wohlbedienten „Meine Freunde, ich habe euch heute in die schwere Wollstonszeit meines Lebens, aber auch in zwei herrliche Dinergezeiten außerleibender Liebe einen Blick thun lassen. Es ist mir lauter geworden, aber dafür ist mir auch jetzt so recht leicht ums Herz. Auf Wiedersehen am Donnerstag.“ Und „auf Wiedersehen,“ hieß es im Echo und „einen schönen Gruß auch an Frau Nabel.“

Bunte Zeitung.

Wo die Schwalben des Winters fliegen? In einem 1666 „aus Joachims Wildens, Buchbinders in Rottlad, Stollen bei Limotho Nischen in Leipzig“ gedrucktem Buche „Acora Philologica,“ das ist: Hier Humbert ausereleene, nützliche, lustige

und denkwürdige Historien und Discurie; Aus den berühmtesten Griechischen und Lateinischen Scribenten zusammengebracht u. c.“ wird S. 699 dem gläubigen Leser folgende War aufgegeben: „Es ist weitläufig; daß die Schwalben gegen den Winter/ ihre Sommerliche Herberge verlassen/ dem Wirth in den Wälden fahren und davon fliegen. Wohin nun diese unbandbare Gäste ihren

